# Ein kaum bekanntes Verbrechen der letzten Kriegstage

## Das KZ-Außenlager Ebensee und die Ereignisse vom 21. April 1945

## Judith Kohlenbergers Gedenkrede bei der Befreiungsfeier in Attnang-Puchheim, 2026



Das ehemalige KZ Ebensee, Mai 1945 | Foto: J. Malan Heslop. Quelle: J. Malan Heslop Collection, L. Tom Perry Special Collections, Harold B. Lee Library, Brigham Young University / Wikimedia Commons. Public Domain.

Sehr geehrte Damen und Herren, liebe Schülerinnen und Schüler,

wir haben heute Blumen niedergelegt an einem Ort, der ein gewöhnlicher Bahnhof sein könnte. Menschen kommen an, steigen ein, reisen weiter. Ein Ort des Aufbruchs und der Ankunft, des Abschiedsschmerzes und der Wiedersehensfreude. Aber dieser Bahnhof trägt eine Geschichte in sich, die uns nicht loslässt und die uns nicht loslassen darf.

Am 21. April 1945, wenige Wochen vor Kriegsende, wurden KZ-Häftlinge aus dem Lager Ebensee hierher gezwungen, um mit bloßen Händen zerbombte Waggons wegzuräumen. Für manche war das ein Todesurteil. Mehrere dieser Männer wurden erschossen, weil sie in den Trümmern nach etwas Essbarem suchten. Nach einem Stück Brot. Dafür wurden sie getötet.

Wenn wir heute dieser Menschen gedenken, versuche ich mir vorzustellen, was sie in diesem Moment gedacht,



Überlebende des KZ Ebensee auf dem Appellplatz, 7. Mai 1945. Foto: unbekannter Fotograf / U.S. Army. Quelle: United States Holocaust Memorial Museum (USHMM), Collections, pa1035431; Wikimedia Commons. Public Domain (USA).

gefühlt, und bis zuletzt gehofft haben mögen. Ich tue das, weil ich der Überzeugung bin, dass Gedenken erst dann wirklich einsetzt, wenn wir aufhören, abstrakte historische Figuren zu sehen, und beginnen, Mitmenschen zu sehen, aus deren Erfahrung wir lernen können und müssen.

Anfang Mai hielt der Politikwissenschaftler Ivan Krastev eine Festrede zum 81. Jahrestag des Kriegsendes mit dem Titel: „Alle Europäer sind Kinder des 8. Mai 1945."

Was er damit meinte, war: Europäer:innen der Nachkriegsgenerationen sind durch eine gemeinsame Erfahrung geformt – nicht durch das Erleben des Krieges, sondern durch das Erleben seines Endes. Durch den langen Frieden, der danach kam. Durch Institutionen, die gebaut wurden, damit so etwas „nie wieder" geschieht. Durch eine politische Kultur, die Krieg als das Undenkbare behandelte.

Und doch war dieses Undenkbare nicht immer und für alle undenkbar. Als in den 1990er-Jahren Menschen aus dem zerbombten Jugoslawien nach Österreich flohen, brachten sie eine Kriegserfahrung mit, die wir nicht hatten. Als 2015 Syrer:innen und 2022 Ukrainer:innen nach Österreich flohen, brachten sie Erfahrungen mit, die wir uns nicht vorstellen konnten oder wollten. Und mit denen wir uns, wie Krastev sagt, „vielleicht mehr auseinandersetzen hätten sollen".

Nicht aus Mitleid oder aus humanitärer Pflicht, sondern aus Eigennutz: Weil diese Menschen damals schon wussten, was wir heute, im Jahr 2026, erahnen können. Sie waren nicht nur Zeugen ihrer eigenen Vertreibung und der zerstörerischen Macht des Krieges, sondern auch Zeugen unserer Zukunft; Zeugen unser aller Verwundbarkeit, die wir wohlstandsverwöhnte Europäer:innen so ungern wahrhaben wollen.

Das alles hätten wir von diesen Menschen lernen können, doch wir haben sie vor allem als Problem behandelt und tun das bis heute: als Migrationsproblem, als Integrationsproblem, als Sicherheitsproblem, als Überfremdungsproblem. Selten haben wir sie als Zeugen behandelt; als Menschen, die wussten, was wir (noch) nicht wussten.

Ich sage das ohne Anklage, aber mit dem Bewusstsein, dass eine solche Haltung Konsequenzen hat. Wenn wir diejenigen, die Kriegs- und Exilerfahrung mit sich tragen, immer nur durch die Linse des Defizits sehen – was sie nicht haben, was sie nicht können, was sie uns kosten –, dann berauben wir uns selbst eines Wissens, mitten unter uns, das uns vorbereiten hätte können auf die Rückkehr des Krieges in unser aller Bewusstsein.

Denn heute, ja, heute wissen wir alle, wie Krastev es formuliert, dass „die Grenze zwischen Krieg und Frieden die am wenigsten bewachte Grenze der Welt ist".

Im Gegensatz zur EU-Außengrenze, die mit Stacheldraht und Wärmebildkameras kontrolliert wird, oder den bewaffneten Grenzen zwischen Staaten, die einander feindlich gegenüberstehen, blieb die Grenze zwischen Frieden und Krieg, die wohl wichtigste Grenze der Welt, schmerzlich fragil, durchlässig, jederzeit überschreitbar. Dennoch haben wir sie in unserer langen Friedenserfahrung für selbstverständlich gehalten – vielleicht für zu selbstverständlich. Genauso wie wir die vielen Errungenschaften diese langen Friedensperiode – die multilaterale Weltordnung, die internationalen Organisationen, das humanitäre Völkerrecht, die Menschenwürde aller – für selbstverständlich hielten.

Die deutsch-jüdische Philosophin Hannah Arendt schrieb im Jahr 1943, zwei Jahre vor Kriegsende und den Ereignissen in Attnang-Puchheim, als Emigrantin in New York einen Text, der wieder erschütternd aktuell ist. Unter dem Titel „We Refugees" („Wir Flüchtlinge") formulierte sie eine Idee, die auf den ersten Blick banal klingt, aber bei näherer Betrachtung das gesamte Fundament der Nachkriegsordnung in Frage stellt: das „Recht, Rechte zu haben".

Denn Arendt hatte beobachtet, wie Millionen von Menschen im 20. Jahrhundert aus ihren Nationalstaaten herausgefallen waren; staatenlos, heimatlos, rechtlos wurden. Nicht weil sie ein Verbrechen begangen hätten, sondern weil sie die falsche Religion oder die falsche politische Haltung hatten, weil sie unbequem waren, weil sie zu einer Gruppe gehörten, die der Staat für vogelfrei erklärt hatte. Und sie erkannte: Menschenrechte mögen auf dem Papier existieren, aber sie greifen nur dann, wenn jemand da ist, der sie durchsetzt. Wenn man kein Mitglied eines Gemeinwesens ist, wenn man keinem Staat angehört, der für einen einsteht, dann sind Menschenrechte bis heute oft nur abstrakte Versprechen ohne materielle Konsequenzen.

„Der Verlust der Menschenrechte", so Arendt, „findet nicht dann statt, wenn dieses oder jenes Recht verloren geht, sondern wenn der Mensch den Standort in der Welt verliert, durch den allein er überhaupt Rechte haben kann."

Die Menschen, derer wir heute gedenken, hatten diesen Standort verloren. Der NS-Staat hatte sie systematisch entrechtet, deportiert, versklavt. Sie hatten keine Nation, kein Gemeinwesen mehr, das für sie sprach und für sie einstand, das ihre Rechte zur Durchsetzung brachte. Sie waren, im Arendtschen Sinne, buchstäblich aus der Welt gefallen.

Wir leben in einem Moment, in dem das globale Menschenrechtssystem unter Druck geraten ist wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Der aktuelle Weltbericht von *Human Rights Watch* hält fest, dass autoritäre Großmächte und die Unterminierung multilateraler Institutionen das internationale Schutzversprechen aushöhlen. Das Europäische Parlament hat Anfang dieses Jahres in einer Resolution vom „globalen Rückschritt bei Menschenrechten und Demokratie" gesprochen, gezeitigt durch Desinformation, Cyberangriffe auf Wahlen, den Aufstieg autoritären Gedankenguts und begleitet von einer regelbasierten Ordnung, die immer weiter bröckelt.

Das ist kein abstraktes geopolitisches Problem, sondern betrifft weltweit tausende Menschen. Menschen, die schon heute dem Krieg ins Antlitz sehen müssen, schon heute fliehen müssen, schon heute an Grenzen warten und in Lagern sitzen. Es betrifft Kinder, die in Auffangzentren aufwachsen. Es betrifft Frauen, die in Länder abgeschoben werden, in denen ihnen Gewalt und Entrechtung droht.

Es betrifft aber auch uns, mitten in einer europäischen Kleinstadt, an einem unscheinbaren Bahnhof, der ein Mahnmal trägt. Wir, die Kinder des 8. Mai 1945, haben nun endlich gelernt, wie zerbrechlich der Frieden ist. Was es bedeutet, dass der Bahnhof Attnang-Puchheim vor 81 Jahren kein bloßer Ort des Ankommens und Aufbrechens war, sondern für manche ein Ort des Todes. Wir wissen das. Die Frage ist: Was tun wir mit diesem Wissen?

Nun, wir gedenken. Und das ist kein passiver Akt oder Zeichen der Feigheit, sondern eine Entscheidung. Eine Entscheidung, hinzuschauen, wenn andere wegschauen. Eine Entscheidung, Dinge beim Namen zu nennen, wenn andere schweigen. Eine Entscheidung, die Lehren zu ziehen, die die Geschichte von uns verlangt.

Was sind das für Lehren heute?

Erstens: Wir müssen die Institutionen verteidigen, die nach 1945 geschaffen wurden, um genau das zu verhindern, was hier geschah. Die Genfer Flüchtlingskonvention, die Europäische Menschenrechtskonvention, das Asylrecht – das sind keine bürokratischen Formalitäten. Das sind Lehren aus einer Geschichte, für die auch dieser Bahnhof steht.

Zweitens: Wir müssen aufhören, Menschenrechte als Luxus zu behandeln, den wir uns leisten, wenn es uns gut geht, und abbauen, wenn Druck entsteht. Arendt hat uns gezeigt: Wer anfängt, bestimmten Menschen das „Recht auf Rechte" zu verweigern, der tastet das Fundament der Demokratie an, mit unabschätzbaren Folgen für uns alle.

Drittens müssen wir lernen, besser zuzuhören. Jenen, die den Krieg kennen, weil er bei ihnen war. Jenen, die die Grenze zwischen Frieden und Krieg nicht als Selbstverständlichkeit erleben konnten, sondern als das, was sie ist: eine dünne, zerbrechliche Linie, die allzu leicht überschritten ist und deshalb unseren beständigen Schutz und unsere Wachsamkeit braucht.

Ich möchte meine Rede, dennoch und gerade jetzt, mit einem Appell zur Hoffnung schließen. Hoffnung bedeutet nicht naiver Optimismus, denn dafür gibt die Welt gerade wenig Anlass; Hoffnung bedeutet Handlungswillen. Die Bereitschaft, aktiv für eine Welt einzutreten, in der das, was hier 1945 geschah, undenkbar bleibt. Denn als Kinder des 8. Mai haben wir heute viele Privilegien, viele Rechte und vor allem eine Stimme. Sie für jene einzusetzen, die diese nicht oder nicht mehr haben, denen sie geraubt wurde und nie gegeben war, ist die Pflicht, die aus einem ehrlichen, ernsthaften und aktiven Gedenken erwächst.

Vielen Dank.

Das Mauthausen-Komitee Vöcklabruck veranstaltet jährlich eine Befreiungsfeier in Attnang-Puchheim. Die Veröffentlichung der Gedenkrede 2026 soll dazu beitragen, ein tragisches Ereignis ins öffentliche Bewusstsein zu rücken, das – wie die Geschichte der KZ-Außenlager generell – im offiziellen Gedenken bislang kaum Platz fand.

Nach dem verheerenden Bombenangriff auf Attnang-Puchheim am 21. April 1945 wurden Häftlinge aus dem KZ-Außenlager Ebensee zu lebensgefährlichen Aufräumungsarbeiten gezwungen. Bei diesem sogenannten „Himmelfahrtskommando" mussten sie die Trümmer mit bloßen Händen beseitigen. Weil sie in den zerbombten Waggons verzweifelt nach etwas Essbarem suchten, wurden mehrere KZ-Häftlinge von SS-Männern erschossen. Um an dieses Unrecht zu erinnern, hat die Berufsschule Attnang-Puchheim 2002 ein KZ-Denkmal konzipiert. Dank der Unterstützung der ÖBB hat dieses Mahnmal seit 2015 einen zentralen und sichtbaren Platz direkt am Bahnhof.

**Judith Kohlenberger** ist Migrationsforscherin und Professorin an der WU Wien. Zu ihren jüngsten Büchern zählen *Migrationspanik* (2025), *Gegen die neue Härte* (2024) und *Europa neu schaffen* (2026, Hg.).